

Citation style

Gottsmann, Andreas: review of: Diana Reynolds-Cordileone, Alois Riegl in Vienna 1875–1905. An Institutional Biography, Farnham: Ashgate, 2014, in: Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, 123 (2015), 2, p. 547-549, DOI: 10.15463/rec.1189719140

MITTEILUNGEN
DES INSTITUTS FÜR
ÖSTERREICHISCHE
GESCHICHTSFORSCHUNG

copyright

This article may be downloaded and/or used within the private copying exemption. Any further use without permission of the rights owner shall be subject to legal licences (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

für eine qualitative Analyse darstellt. Um diese Grundidee besser nachvollziehbar machen zu können, folgt Baur in ihrer Darstellungsweise dem chronologischen Prinzip. In den Mittelpunkt der Arbeit stellt sie das Prozessgeschehen mit der Fiktionalität der Verhöre. Ihr geht es darum, sichtbar zu machen, wie die einzelnen Geschichten zusammenhängen, sich aufeinander beziehen und schließlich in einem dynamischen Prozess zwischen Angeklagten und Untersuchungsrichter zu einem Konstrukt der Wirklichkeit werden. „Wahrheit“ wurde solcherart textimmanent erzeugt und beruhte in hohem Maße auf Suggestion. Sinnstiftung leisteten die Gerichtsbeamten, die aus Andeutungen oder Gesten eine Geschichte aktiv mitgestalteten, ja mitschufen. Selbst Konfrontationen durchbrachen dieses Muster nicht, indem unterschiedliche Versionen nicht als gleichwertig anerkannt wurden, sondern eine bereits vorgefertigte und vermeintlich wahre Darstellung den Ausgangspunkt bildete, an die sich die leugnende Person anzugleichen hatte.

Physische Gewalt und psychischer Druck standen dabei stets im Hintergrund, die Verhängung von „Lügenstrafen“ zur Erzwingung eines Geständnisses gemahnt an die überwunden geglaubte Folter des Inquisitionsprozesses. Baur belegt damit nicht zuletzt die Problematik von solcherart entstandenen Quellen und unterzieht Gerichtsakten als Ego-Dokumente zum Leben der kleinen Leute einer äußerst kritischen Lesart, da sie das Geschehen in einer Verhörsituation nur scheinbar festhalten. Für sie steht daher nicht der Inhalt der Äußerungen im Vordergrund, sondern deren Funktion innerhalb eines Geflechtes von Aussagen und Querbezügen. Auch die Verhafteten werden von Baur nicht vorwiegend als Täter oder Opfer wahrgenommen, sondern als handelnde Personen. Eine zentrale Rolle spielt dabei natürlich Klara Wendel, der es gelang, die Verhörsituation ad absurdum zu führen und die Gerichtshierarchie in Frage zu stellen, indem sie durch ihre erfundenen Geschichten reale Macht ausübte. Die Frau erlebte freilich auf traurig-groteske Weise die Verselbständigung der Fiktionalität an ihrer eigenen Person. Zur Räuberkönigin stilisiert, erlangte sie europäische Berühmtheit, 1827 wurde im Théâtre des Variétés in Paris das Stück „Clara Wendel, ou La Demoiselle brigand“ uraufgeführt, das ab 1830 in Übersetzung auch auf deutschen Bühnen gespielt wurde. Sie selbst konnte nach ihrer Haftentlassung nicht mehr Fuß fassen. Als bedürftige Heimatlose geriet sie noch mehrmals in Konflikt mit den Behörden, bis sie 1884 in einer psychiatrischen Klinik starb.

Graz

Elke Hammer-Luza

Diana REYNOLDS-CORDILEONE, Alois Riegl in Vienna 1875–1905. An Institutional Biography. Ashgate, Farnham–Burlington 2014. 314 S. ISBN 978-1-4094-6665-9.

Trotz seines frühen Todes zählt der Kunsthistoriker Alois Riegl zu den Persönlichkeiten der späten Habsburgermonarchie, die über ihren eigentlichen Fachbereich hinaus bis heute prägend wirken. Geboren 1858 in Linz, erfolgte seine Schulbildung teilweise in Galizien, wo sein Interesse an der dort sehr reichen Volkskunst geweckt und seine kosmopolitische Grundhaltung geprägt wurde. Er inskribierte in Wien Geschichte, absolvierte die Ausbildung am Institut für Österreichische Geschichtsforschung und war ab 1884 am Österreichischen Museum für Kunst und Industrie tätig. 1894 wurde er zum außerordentlichen Professor für Kunstgeschichte an der Universität Wien ernannt, 1897 zum Ordinarius und damit zum Nachfolger Rudolf von Eitelbergers. Die angestrebte Direktion des Österreichischen Museums blieb ihm zu seiner großen Enttäuschung versagt, nachdem er die historistische Orientierung des Museums in der Öffentlichkeit heftig kritisiert hatte. 1902, drei Jahre vor seinem Tod, unterzog er sich einem beruflichen Neubeginn und wechselte in die „k.k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale“, wo er innerhalb weniger Monate einen Umschwung in der Denkmalpflege herbeiführte, der nicht zuletzt durch seinen Schüler Max Dvořák weit über Österreich hinaus nachhaltigen Einfluss auf den Denkmalschutz hatte.

Die verinnerlichte und zurückgezogene Persönlichkeit Riegls schlägt sich im Fehlen persönlicher Archivalien nieder. Diana Reynolds-Cordileone nennt ihre Biographie aus diesem Grund eine „institutionelle Biographie“, wobei Riegls Tätigkeit als Kurator am Österreichischen Museum im Mittelpunkt ihres Buches steht. Der Autorin gelingt es dennoch, ein Persönlichkeitsbild zu zeichnen, das verschiedenste Aspekte seines beruflichen und persönlichen Werdegangs mit einbezieht, sodass ihr Werk durchaus als eine vollwertige Biographie Riegls zu verstehen ist. Reynolds-Cordileone stellt hierbei die philosophischen Grundlagen in seinem Denken – die sie bei Nietzsche und Schopenhauer ausmacht, mit deren Gedanken gut Riegl während seiner Studienzeit als Mitglied des Lesevereins der deutschen Studenten Wiens in Kontakt kam – in den Mittelpunkt ihrer Erörterungen. Die US-amerikanische Kunsthistorikerin, Professorin für Geschichte an der Pont Lama Nazarene University, beschäftigt sich bereits seit vielen Jahren mit Riegl, der Kultur der österreichischen Jahrhundertwende und vor allem mit den Wirkungen des „Österreichischen Museums“ auf die österreichische Kultur und Gesellschaft. Sie steht damit in bester amerikanischer Tradition und schließt thematisch an im angelsächsischen Raum entstandene Forschungen von William M. Johnston, Carl E. Schorske, Péter Hanák und Ernst Gombrich an.

Abgesehen von seiner Tätigkeit am Museum und als Professor für Kunstgeschichte an der Universität Wien erschließt die Autorin die Persönlichkeit Riegls vor allem über seine wissenschaftlichen Arbeiten. Dies gelingt ihr in hervorragender Weise, anhand dieser Schriften werden sowohl seine philosophisch-weltanschaulichen Prägungen als auch seine wissenschaftlichen Paradigmenwechsel deutlich. Riegl konzentrierte sich in seiner Arbeit vor allem auf damals als „dekadent“ betrachtete kunsthistorische Epochen und bemühte sich um deren Neubewertung. Das gilt sowohl für den Barock als auch für die Spätantike, wo er zahlreiche Parallelen mit der Krise der späten Habsburgermonarchie sah. Riegl konzentrierte sich auf die positiven Faktoren von kunsthistorischen Umbrüchen, die neue innovative Strömungen erst ermöglichen. Insofern distanzierte er sich trotz seiner inhaltlichen und philosophischen Bezüge zu Nietzsche – Reynolds-Cordileone spricht in ihrem Schlusskapitel sogar vom Werk Riegls als „Nietzschean Palimpsest“ – von dem damals verbreiteten Kulturpessimismus. Für ihn waren alle kunsthistorischen Epochen Wert analysiert zu werden, es gab für ihn keine im eigentlichen Sinn dekadenten Kunst- und Zeitströmungen.

Einen weiteren Schwerpunkt sieht die Autorin in der Haltung Riegls zur modernen Wissenschaft. Positivistisch geprägt und als Ordinarius die strenge Wissenschaftlichkeit verkörpernd, hatte er doch grundlegende Zweifel daran, ob die Wissenschaft letztgültige Antworten zu geben in der Lage war. Vielleicht war sein Rückzug von der Universität und sein Wechsel in die Praxis des Denkmalschutzes im Jahre 1902 auch diesem inneren Konflikt und seinen Zweifeln an der Wissenschaftskultur und -gläubigkeit seiner Zeit geschuldet. Riegl trat zwar für strenge wissenschaftliche Analysen ein und wie Eitelberger sah er im Museum einen wichtigen Erinnerungsspeicher, er kritisierte am Historismus aber dessen strenges Festhalten an den historischen Formen und den „Zwang zum Kopieren“, der jede künstlerische Kreativität unterdrückte. Er stellte dem das „Kunstwollen“ entgegen, das die Künstler – oft ausgehend von historischen Vorbildern – zu neuen künstlerischen Gestaltungsmöglichkeiten brachte. Darin distanzierte sich Riegl auch von seinen positivistischen Lehrern am IÖG, Theodor von Sickel und dem Kunsthistoriker Moriz Thausing, er war sich mit letzterem aber darin einig, dass historische Stile nicht als Symbole nationaler Identität missbraucht werden sollten. Die während seiner Studienzeit Anfang der achtziger Jahre ausgefochtenen Kontroversen um einen Rückbau des Riesentores des Stephansdomes zur Freilegung angeblicher romanischer architektonischer Urformen – Thausing sprach in diesem Zusammenhang von „Phylloxera renovatrix“ – führte Riegl zur Beschäftigung mit der Theorie des Restaurierens und des Denkmalschutzes.

In seinen Jahren am Österreichischen Museum beschäftigte sich Riegl mit Design und Ornamentik, wobei er die Theorien Sempers – vor allem aber die Epigonen des „Semperia-

nismus“ – von ausschließlich durch das Material geprägten Stilformen kritisierte. Er profilierte sich als Historismuskritiker, sein diesbezügliches Werk „Stilfragen“ wurde allerdings lange Zeit kaum rezipiert.

Mit Eitelberger einte Riegl sein Interesse für die Volkskunst, wobei im Gegensatz zu diesem der kommerzielle Aspekt keine Rolle spielte. Er trat dafür ein, die Volkskunst zu erforschen und wissenschaftlich zu analysieren, nicht aber, sie künstlich am Leben zu erhalten oder sie gar nach kommerziellen Kriterien umzuformen und zu popularisieren, wie dies mit Unterstützung des Österreichischen Museums an den Gewerbeschulen geschah. In der Kommerzialisierung sah er vielmehr eine Gefahr, weil die ursprüngliche Volkskunst damit zum Verschwinden gebracht werde. Pietät, nicht kommerzielle Interessen, sollten im Vordergrund stehen. In der Volkskunst fand Riegl das, was ihm an der strengen positivistischen Zugangsweise fehlte. Er nannte es den affektiven Wert, das Museum war für ihn ein Denkmal der Pietät, es sollte eine moralische Stütze der österreichischen Völker sein, der pietätvolle Zugang zur Volkskunst sei ein Beitrag zu einer multinationalen österreichischen Identität, schrieb er. Diese emotionale Komponente wurde in seinem späten Werk immer dominierender. Er wurde zu einem Verfechter der Notwendigkeit von Mythen und pseudo-religiöser Ideen, wo er für die Kunst als „neuer Religion“ eine Möglichkeit sah, die Massen der Bevölkerung zu leiten und zu führen – ein Ansatz, der später von Gombrich kritisiert wurde. Auch bei der Gründung des Volkskundevereins und des Wiener Volkskundemuseums spielte Riegl eine wichtige Rolle. Er und seine Anhänger waren überzeugt, dass es damit gelingen würde, eine wissenschaftliche und ästhetische Lösung für das Nationalitätenproblem anzubieten.

Unter diesen Prämissen schildert Reynolds-Cordileone das wissenschaftliche Werk Riegls, oszillierend zwischen seinem Interesse für die Volkskunst, seinen Leistungen als Kunsthistoriker und Kunsttheoretiker und als Ideologe eines österreichischen Staatsgedankens sowie als Verfechter römisch-lateinischer Traditionen in Abgrenzung zu den von ihm negativ charakterisierten germanischen Kunstströmungen. Nur auf den letzten Seiten des Buches kommen Riegls Leistungen als Denkmalfleger zur Geltung. Diese waren durch den Verzicht auf Rekonstruktion und das Erkennen des Werts von Altersspuren gekennzeichnet, was er mit einer modernen Methodik wissenschaftlicher Analyse verband, die den Vergleich künstlerischer Epochen und Strömungen ermöglichen sollte. Der großen Bedeutung Riegls für die Theorie des Denkmalschutzes wird die Autorin nicht gerecht. Es ist dies aber auch schon die einzige kritische Anmerkungen zu diesem Buch, das nicht nur informativ ist und viel Neues bietet, sondern auch – sieht man von einigen verzichtbaren Redundanzen ab – äußerst gut lesbar ist. Nur in formaler Hinsicht sei noch eine kritische Bemerkung gestattet: Zahlreiche Zitate werden in englischer Übersetzung und in deutscher Originalsprache gebracht – dass hier die deutschen Varianten unzählige Tippfehler enthalten, ist im Hinblick auf die sonst sehr akribische und keineswegs billige Ausgestaltung des Buches mehr als ärgerlich. Noch schlimmer ist aber das häufige Fehlen von den deutschen Originalentsprechungen der Fachbegriffe, Vereine oder auch von Buchtiteln, wodurch zwar nicht der wissenschaftliche Anspruch, wohl aber die praktische Verwendbarkeit für den deutschsprachigen Leser etwas beeinträchtigt ist.

Mit diesen kleinen Einschränkungen handelt es sich um ein hervorragend gearbeitet und gut gestaltetes Werk, um Grundlagenforschung im besten Sinn des Wortes, das auch für ein breiteres Publikum von Interesse ist. Diana Reynolds-Cordileone ist zu gratulieren, ihrem Buch eine größtmögliche Verbreitung und wissenschaftliche Rezeption zu wünschen.

Rom

Andreas Gottsmann